

## „Freiheit“ in Vietnam

In Vietnam, so heißt es, müsse die Freiheit verteidigt werden: diejenige der sogenannten „freien Welt“ und diejenige der Südvietnamesen. Wer so argumentiert, der setzt als selbstverständlich voraus, daß zwischen der Freiheit Südvietnams — oder Vietnams überhaupt — und derjenigen der „freien Welt“ eine Identität besteht, oder anders ausgedrückt, daß das vietnamesische Volk unter Freiheit dasselbe versteht wie die Amerikaner und wir Westeuropäer. Aber der Freiheitsbegriff ist, ebenso wie derjenige der Demokratie, geschichtlich und ideologisch bedingten Wandlungen unterworfen.

Vielleicht besteht die ganze Tragik des amerikanischen Engagements in Vietnam darin, daß eben diese als selbstverständlich vorausgesetzte Identität zwischen dem Freiheitsbegriff der Vietnamesen und dem, was man bei uns im allgemeinen unter Freiheit versteht, weitgehend eine Illusion ist. Schlimmer noch: daß der Vietcong, den die Amerikaner im Namen des westlichen Freiheitsbegriffs bekämpfen, dem, was die Vietnamesen unter Freiheit verstehen, näherzustehen scheint als das von den Amerikanern mühsam am Leben erhaltene Saigoner Regime.

Nehmen wir einmal an, diese Annahme treffe zu. Dann würde das bedeuten, daß in den Augen zumindest einer Großzahl von Vietnamesen die westliche Form der Freiheit, um derentwillen die Amerikaner in Vietnam Krieg führen, sich in ihr Gegenteil verkehrt oder zumindest als Gefährdung jener Art von Freiheit erscheint, nach der die Vietnamesen verlangen.

Eine solche These ist nicht aus der Luft gegriffen. *James Reston* berichtete im September 1965 der *New York Times* aus Saigon: „Sogar Premierminister Ky sagte mir, daß die Kommunisten dem Verlangen des Volkes nach sozialer Gerechtigkeit und einem unabhängigen nationalen Leben näher stünden als seine eigene Regierung.“

Damit ist bereits auf etwas Entscheidendes hingewiesen: soziale Gerechtigkeit und nationale Unabhängigkeit sind für ein ehemaliges unentwickeltes Kolonialvolk, das seine Eigenstaatlichkeit noch nicht gefunden hat, offenbar größere Freiheitswerte als unsere individuelle und politische Freiheit, die sich ja erst auf einem gewissen sozialen und politischen Entwicklungsstand herausbilden kann. So berichtete dann auch *Randolph Braumann*, ein Redakteur des *Rheinischer Merkur*, nach einem Aufenthalt in Südvietnam (16. 7. 1965): „Die freie Welt erscheint dem Südvietnamesen heute fern, unendlich fern, so fern, daß er keinen logischen Grund sieht, sie zu verteidigen.“ Was ebenfalls nur bedeuten kann, daß der Südvietnamese das, was er unter Freiheit verstehen mag, nicht mit der Form von Freiheit identifiziert, für die zu kämpfen er von den Amerikanern und dem Saigoner Regime aufgefordert wird.

Das bestätigte kürzlich auch *Donald Duncan*, ein mit zahlreichen Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnete amerikanischer Sergeant, der 18 Monate in Vietnam gekämpft hatte. Auf

einer Kundgebung in New York erklärte er, die Masse der vietnamesischen Bauern unterstütze heute die Nationale Befreiungsfront, und d. h. den Vietcong, und diese Bauern seien entschlossen gegen das Saigoner Regime. In der katholischen Zeitschrift *Ramparts* ging dieser „Held von Vietnam“, wie die amerikanische Presse ihn bezeichnete, sogar so weit, zu behaupten: „Die ganze Sache war eine Lüge.“ Alle Amerikaner in Vietnam wußten, daß die Bauern den Vietcong vorzögen.

Man könnte gegenüber diesen Äußerungen eines einzelnen skeptisch sein, gäbe es nicht Zahlen, die für ihre Wahrheit sprechen. Nach Angaben „informierter Stellen“ in Saigon, auf die sich amerikanische Zeitungskorrespondenten in ihren Berichten bezogen, sind im Jahre 1965 113 000 südvietnamesische Soldaten desertiert, fast doppelt so viel wie 1964. Die Zahl der Vietcong-Desertionen ist — nach derselben Saigoner Quelle — zehnmal kleiner: sie betrug 1965 11 000 Mann. Da der Terror auf beiden Seiten gleich groß sein dürfte — der erwähnte „Held von Vietnam“ warf selbst den amerikanischen Ausbildern in Vietnam vor, sie bildeten die amerikanischen Truppen in „Terror-Taktik, Mord und ähnlichen Techniken“ aus —, kann man aus diesem Zahlenverhältnis die Popularität der einheimischen Kriegführenden ablesen

Aber was verstehen dann die Vietnamesen unter Freiheit? Man muß diese Frage wohl noch präzisieren: was verstehen sie *primär* unter Freiheit? Wer nicht seine eigenen, westlichen Freiheitsvorstellungen auf die Situation in Asien projiziert, sondern diese Situation aus der Geschichte der asiatischen Völker zu verstehen sucht, der wird entdecken, daß Freiheit für diese Völker zunächst und vor allem „nationale Unabhängigkeit“ bedeutet. Und er wird dann seine Antwort auf unsere Frage wohl ungefähr so formulieren, wie dies Prof. *Harold S. Quigley* in der amerikanischen ökumenischen Wochenzeitschrift *The Christian Century* (26. 1. 1966) getan hat. Prof. Quigley, ein emeritierter amerikanischer politischer Wissenschaftler, der sich sein ganzes Leben mit den politischen Problemen Ostasiens beschäftigt hat, schreibt: „Nationalstaatlichkeit ist das asiatische Konzept der Freiheit. Es ist nicht die individuelle Freiheit, sondern die Freiheit der ganzen Nation.“ Selbst der große chinesische politische Reformler *Sun Yat-sen* habe die Demokratie nicht als individuelle Freiheit, sondern als nationale Einheit interpretiert. Persönliche Freiheit in westlichem Sinne sei für ihn ein Ziel gewesen, das auf dem Wege über die nationale Unabhängigkeit und Einheit zu erreichen sei. Ebenso hätten die Führer der Freiheitsbewegungen in anderen asiatischen Ländern gedacht: sie „nahmen die demokratischen Ideen des Westens an, verlangten aber, daß die Selbstregierung der persönlichen Freiheit vorangehe. Sie vertraten die Ansicht, daß demokratische Prinzipien und Praktiken sich in Staaten unter Fremdherrschaft nicht entwickeln könnten . . . Auch beharrten sie darauf, daß sie frei sein müßten, die Form ihrer Regierungen selbst zu bestimmen.“

Wer diese Zeilen aufmerksam liest, dem enthüllt sich das tragische Dilemma der amerikanischen Vietnampolitik. Im Norden Vietnams ist es den Kommunisten, die den Kampf gegen den Kolonialismus organisierten und die französische Kolonialmacht besiegten, gelungen, eben jene nationale Selbständigkeit zu erringen, die in Asien primär mit der Freiheit identifiziert wird. So gesehen war ihr Kampf ein Befreiungskampf und man versteht, wie ein *Ho Chi Minh* zu seiner großen Popularität als „Freiheitsheld“ gelangen konnte. Wo unter Freiheit primär nationale Unabhängigkeit von Fremdherrschaft verstanden wird, fällt die diktatorische Praxis der Kommunisten zunächst wenig ins Gewicht. Zumal wenn man noch die gewaltigen Anstrengungen der Kommunisten auf dem Gebiete der Industrialisierung berücksichtigt, die, wenn auch mit hartem Zwang durchgesetzt, doch dem Ziele der „Freiheit von Not“ dienen.

Wir müssen uns von der Illusion befreien, einem asiatischen Volke, das immer wieder von grausamsten Hungersnöten heimgesucht wurde, denen Hunderttausende zum

Opfer fielen, könne die individuelle Freiheit heute schon soviel bedeuten wie den Bürgern unserer westlichen Wohlstandsgesellschaften. Die Tragik des amerikanischen Engagements in Vietnam ist, daß die USA im Namen eines Prinzips kämpfen, das den Vietnamesen — noch — fremd ist und daß, solange die Amerikaner in Vietnam sind und der Krieg fort dauert, weder die nationale Selbständigkeit noch — trotz aller gutgemeinten Reformvorschläge — jenes Maß an sozialer Gerechtigkeit und „Freiheit von Not“ erreicht werden können, die für die Vietnamesen in ihrer heutigen Situation „Freiheit“ bedeuten. Hinzu kommt, daß die erzwungene Brutalität der Kriegführung — die Opfer der *südvietnamesischen Zivilbevölkerung* dürften nach Angaben amerikanischer Zeitungskorrespondenten erheblich höher sein als diejenigen des Vietcong und der eigenen Truppen — denkbar ungeeignet ist, den Vietnamesen vorzudemonstrieren, was wir unter Freiheit und Demokratie verstehen.

Im Süden des Landes jedoch sind die Amerikaner angewiesen auf ein südvietnamesisches Regime, das in keiner Weise demokratisch repräsentativ ist. Südvietnam selbst ist eine Schöpfung der Franzosen und des Spielsalon-Kaisers *Bao Dai*. Dieser hatte *Ngo Dinh Diem* zum Regierungschef ernannt. Diem setzte die Tradition jener kleinen südvietnamesischen Oberschicht fort, die mit der Kolonialmacht kollaboriert hatte, weshalb er denn auch zum Terror greifen mußte, um sich behaupten zu können. Dann kamen die Amerikaner, die, obgleich keineswegs von kolonialistischen Absichten inspiriert, durch die Gewalt der Tatsachen in die Rolle einer Nachfolge des französischen Kolonialismus und der weißen Fremdherrschaft hineingezwungen wurden.

Kein Geringerer als Präsident *Kennedy* hatte das klar erkannt. *Arthur Schlesinger jr.* berichtet im 3. Band seiner *Kennedy-Memoiren*: „An die Franzosen in Indochina im Jahre 1951 erinnernd, glaubte er immer, daß es einen Punkt gebe, an dem unsere Intervention den vietnamesischen Nationalismus gegen uns wenden und den asiatischen Konflikt in einen Krieg des weißen Mannes verwandeln könnte.“ *Kennedy* habe deshalb kurz vor seinem Tode den Vietnamkrieg als einen großen außenpolitischen Fehlschlag erkannt. Auch die *New York Times* schrieben kürzlich in einem Leitartikel, die amerikanische Intervention in Vietnam habe „zu einer schrittweisen Umwandlung des Konflikts auf einen Krieg von Amerikanern gegen Asiaten hin (geführt), der . . . einige Aspekte des kolonialen Charakters des Französischen Indochinakrieges zu zeigen beginnt“. Dasselbe meinte — mit vorsichtigen Formulierungen — auch Senator *Fulbright*, der Vorsitzende des außenpolitischen Ausschusses des Senats, der erklärte, unter den gegenwärtigen Umständen seien die USA nicht in der Lage, „ihr angegebenes Ziel zu erreichen, nämlich die Schaffung eines zuverlässigen demokratischen Regimes“. Die *Vietkong-Guerillas* seien „die tatsächlichen Rebellen . . . Sie sind die Eingeborenen. Es sind keine Ausländer. Es ist ihr Land.“

So gesehen gewinnt der Vietnamkrieg manche Aspekte, die an den *Algerienkrieg* erinnern. Freilich ist die Situation in Vietnam noch erheblich komplizierter, da es sich nicht nur um ein fernes asiatisches Land handelt, sondern diese Situation weit mehr durch die Weltpolitik beeinflußt und bestimmt wird (letztlich geht es den Amerikanern in Vietnam um eine „Eindämmung“ Chinas), als dies in Algerien der Fall war.

Aber vielleicht wird eine etwas realistischere Beurteilung der „chinesischen Gefahr“ durch die USA eines Tages doch auch eine Lösung des Vietnamkonflikts ermöglichen, die sich — *mutatis mutandis* — auf den Linien der für Algerien gefundenen Lösung bewegt. In Algerien hat es sich gezeigt, daß selbst ein völliger Rückzug, wie er ja für die USA in Vietnam vorerst nicht in Frage kommen kann, keineswegs einen weltpolitischen Prestigeverlust für den sich Zurückziehenden zu bedeuten braucht, im Gegenteil. Letztlich werden Völker wie das vietnamesische denjenigen als Freund ihrer Freiheit empfinden, der ihnen zu jener nationalen Unabhängigkeit und Staatlichkeit verhilft, die das unmittelbare Ziel ihrer heutigen Freiheitsaspirationen sind.